Aufn. G. Röbcke, Freiburg i. Br.

Gebrauchsgeſchirr aus Kandern
(Auguſtiner-Muſeum zu Freiburg i. Br.)

Mein Heimatland 24 (1937)

Von Kanderner Hafnern

Von Albert Eiſele, Kandern

Wir heutige Menſchen können uns ſchon gar nicht mehr vorſtellen, welche Bedeutung der Hafner und ſeine Erzeugniſſe noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten. Selbſt im bäuerlichen Haushalt iſt das irdene Geſchirr durch Email oder Aluminium verdrängt. Wo wird noch im eingebundenen Hafen das Sauerkraut ins Zwiſchenöfele geſtellt? Wollte etwa entgegengehalten werden, daß alle Speiſen an Wohlgeſchmack zugenommen haben, ſeit man keine irdenen Töpfe mehr benützt, ſo kann man auf die Ausführungen eines Werbefachmannes hinweiſen, der es für zweckmäßig erklärte, den Hausfrauen irdene Kaffeekannen als Zugabe zu ſchenken, damit dieſer Trank wieder an Wohlgeſchmack gewinne gegenüber der Zubereitung in Metallgefäßen, wie ſie heute üblich iſt.

Zu den bleibenden Erinnerungen aus meiner Jugendzeit gehört das Bild vom Geſchirrmarkt in Raſtatt. Die ganze Rappenſtraße war am Jahrmarkt mit Stroh bedeckt, darauf lag Geſchirr aller Art: Teller, Kaffeetaſſen, Schüſſeln, Krüge und was es alles gab; denn es gehörte ſich, daß man mit dem Kauf von Geſchirr wartete bis zum Jahrmarkt. Und noch ein Beiſpiel dafür, was in früheren Jahrzehnten das Hafnergeſchirr für eine Bedeutung hatte: Als im Winter 1813/14 die Verbündeten den Rhein überſchritten, erhielt die Urgroßmutter des Hafners Blum in Kandern einen Paſſierſchein für das Lager bei Hüningen, damit ſie dort den Soldaten Kanderner Geſchirr verkaufen konnte.

Warum nun gerade Kanderner? Ich meine nicht bei den ruſſiſchen Truppen 1813/14, ſondern allgemein. Warum hat das Kanderner Geſchirr einen beſonderen Ruf? Das liegt natürlich zu einem guten Teil an der Beſchaffenheit der Tonerde, es liegt aber auch

an den Töpfern. Und jener Schopfheimer Hafner Johann Jakob Geiger hatte vielleicht die Kanderner Berufsgenoſſen an ihrer ſchwächſten Stelle getroffen, als er ſeine Tochter mit einem Zettel zum Zunfttage 1802 nach Kandern ſchickte, worin er „die unſchickliche Bemerkung machte, wie es nicht nötig wäre, daß die Schopfheimer Hafner ſich bei der Zunft einfänden, weil in Kandern die Univerſität ihrer Profeſſion wäre und daſelbſt ein Meiſter geſcheuter als der andere ſei". In dieſem Ausſpruch ſteckt ein Körnlein Wahrheit: Während man anderorts ſich in jeder Hinſicht ſpezialiſierte, legte man in Kandern Wert darauf, möglichſt vielerlei Dinge und in verſchiedenen Farben herzuſtellen. Das mag auch darin begründet ſein, daß nach Kandern aus allen Gegenden Hafner kamen und ſich hier niederließen. Sie brachten von überall her ihre Erfahrung mit. Da heiratete ein Hans Kaſpar Walzel vom „Stift Waldſax in der Oberpfalz" eine hieſige Bürgerstochter. Zwei Töchter aus dieſer Ehe heirateten wieder Hafner. Die eine 1733 den Johann Silberrad aus Frankenthal, die andere 1739 den Johann Heinrich Milgay aus Frankfurt, deſſen Name auf dem Zunftſchild verewigt iſt. Unter den Einwanderern aus der Schweiz nach dem Dreißigjährigen Krieg finden wir einen Nikolay Zimmermann, Hafnergeſellen von Gondelfingen im Berner Gebiet. Seine Tochter nahm den Hafner Johann Peter Wetzel aus Sinzheim in der Pfalz zum Mann. Sehr früh iſt die Hafnerfamilie Blödt aus dem Würzburgiſchen hierher gekommen. Die Familie Scherer ſtammte aus Mülhauſen im Elſaß. So war ein Stamm von Hafnern neben den hier geborenen tätig, die Familien heirateten untereinander und tauſchten ihre Geheimniſſe gegenſeitig aus.

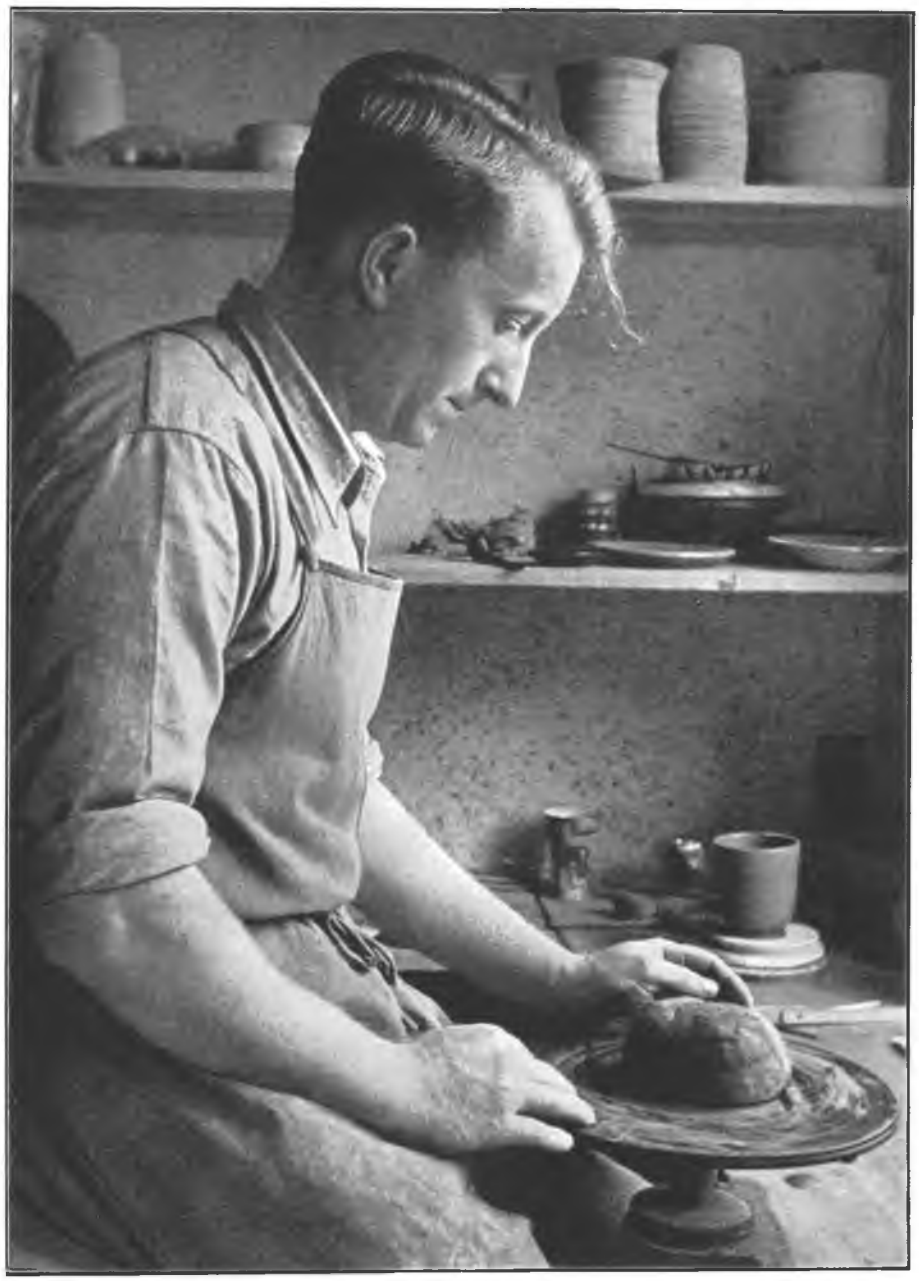
Der älteſte bis jetzt urkundlich nachweisbare Kanderner Hafner hieß Kaſpar Stoß, er ſtarb 1597. Der Landvogt von Leutrum in Lörrach berichtet, daß die Zunft ſchon 1419 mit den Breiſacher Meiſtern zünftig geworden ſei. Die Zunftordnung von 1604 enthält die Beſtimmung, daß keiner Meiſter werden kann, der nicht „das gewöhnliche Meiſterſtück nach Ausweiſung der Geſell- oder Bruderſchaft zwiſchen Straßburg—Baſel und beeden Bürgen verfertigt, auch deſſen glaubwürdigen Schein aufgelegt". Und die Beſtätigung der Zunftprivilegien durch Kaiſer Ferdinand II. 1622 gilt für die Hafnergeſellen im Elſaß, Sundgau, Breisgau und Ortenau[1]. Und bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts fanden die großen Zunfttage in Breiſach ſtatt zum Leidweſen der Oberländer. Doch hatten dieſe auch ihre Beſonderheit: den Hafnermarkt, der urſprünglich Haltinger Markt (1661) benannt wurde, ſpäter einen Teil des Friedlinger Wirtshausrechtes darſtellte. Sechs Wochen vorher durften an keinem benachbarten Orte Waren verkauft werden, „damit den Meiſtern, ſo ſich desſelben Marktes gebrauchen, dadurch kein Abbruch oder Nachteil geſchehe, auch dahin keiner jährlich mehr als drei Wagen Geſchirr bringe und den Markt länger nicht denn 16 Tage gebrauche bei Strafe von 4 fl. Und ſo auch mehr an Übermaß als 18 Batzen Wert verkauft wird, dasſelbe nicht nur dem Handwerk als Straf verbleiben, ſondern noch 18 Batzen als Straf verfallen ſein".

Damit wären wir glücklich wieder beim Geſchirr und kommen nun zur Beſonderheit der Kanderner Geſchirre. Jedermann weiß, daß der Hafner[2] aus Ton ſein Gefäß formt und es nach dem Trocknen im Ofen brennt, doch wird es zuvor noch mit Glaſur übergoſſen, die dann im Ofen ſchmilzt und ſo den glatten Überzug bildet. Dazu ſind gehörige Temperaturen nötig, und es iſt ein Vorteil der Kanderner Erde, daß ſie hohe Temperaturen verträgt. Bleiglätte und Quarzſand ſind die Beſtandteile der Glaſur, die etwa bei 950° Celſius die letzten Reſte des Bleioxyds verliert. Bleifreie Glaſuren brauchen

[1] Beachtenswert iſt folgender Satz aus „Volkskunſt im Elſaß": „Zwei Orte ſind es, in denen heute die Kunſt des Hafners noch blüht: Ober-Betſchdorf und Sufflenheim, beide im Unter-Elſaß gelegen" (S. 36). Alſo keine Hafner im Ober-Elſaß, weshalb auch die Kanderner vor dem Krieg viel ins Elſaß lieferten.

[2] Vergleiche Mein Heimatland 1932, Heft 7 „Vom ehrſamen Handwerk der Häfner" von Otto Langguth, Wertheim.

Die Scheibe wird in Gang gebracht
(Aus dem Bildarchiv der Reichsbahndirektion Karlsruhe)

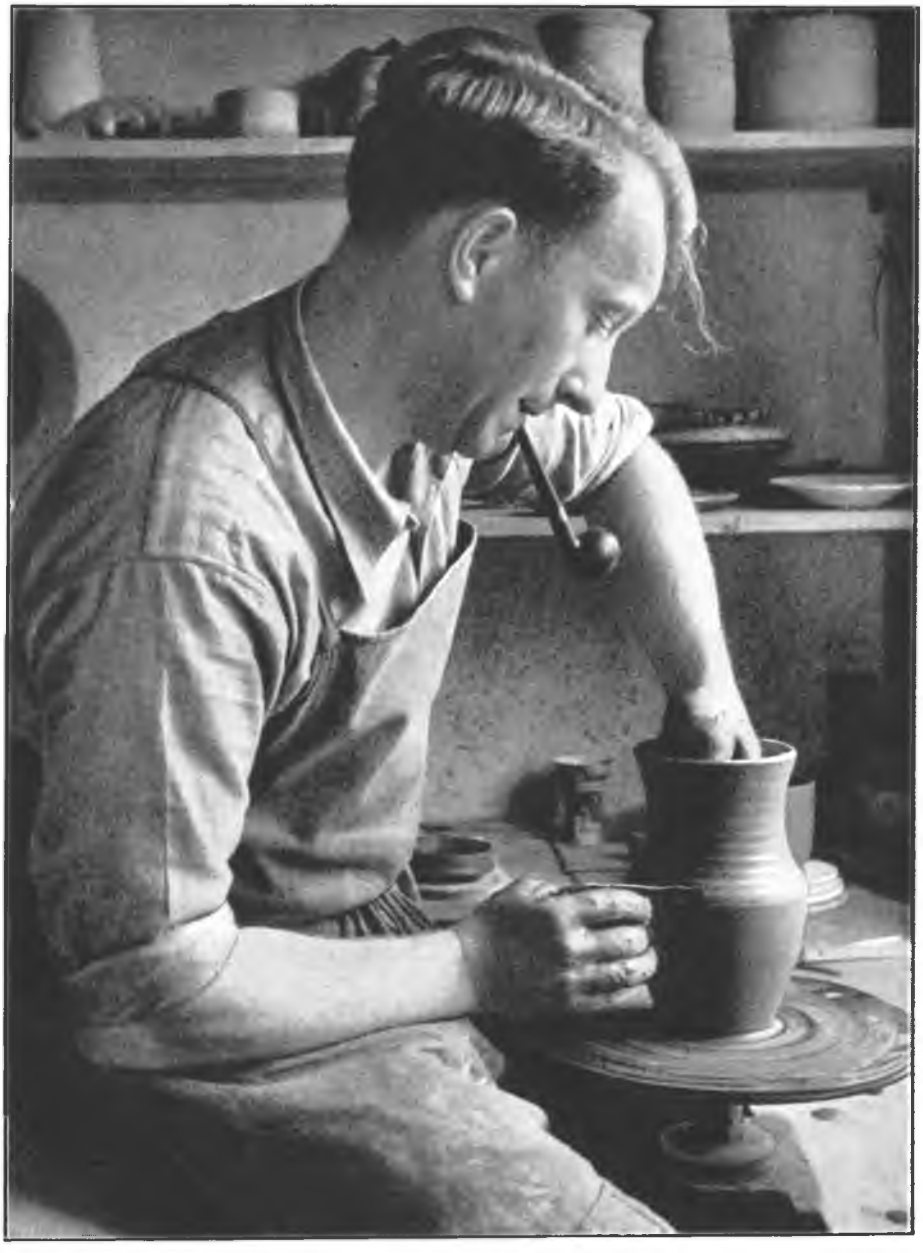


Der Ton wird auf die Scheibe geſetzt
(Aus dem Bildarchiv der Reichsbahndirektion Karlsruhe)

Aus dem Klumpen Ton entwickelt ſich ſchon eine Form
(Aus dem Bildarchiv der Reichsbahndirektion Karlsruhe)

Man ahnt ſchon, was es werden wird
(Aus dem Bildarchiv der Reichsbahndirektion Karlsruhe)

Die Grundform iſt herausgearbeitet
(Aus dem Bildarchiv der Reichsbahndirektion Karlsruhe)



Die Vaſe wird geweitet und verengt
(Aus dem Bildarchiv der Reichsbahndirektion Karlsruhe)

Die Vaſe wird mit Draht abgeſchnitten und zum Hartwerden beiſeite geſtellt
(Aus dem Bildarchiv der Reichsbahndirektion Karlsruhe)

Mit der Gießbüchſe wird der Rand gezogen
(Aus dem Bildarchiv der Reichsbahndirektion Karlsruhe)

Mutter und Sohn beim Verzieren
(Aus dem Bildarchiv der Reichsbahndirektion Karlsruhe)

Die Töpfe ſind fertig zur Glaſur
(Aus dem Bildarchiv der Reichsbahndirektion Karlsruhe)

Fertig für den Ofen
Aus dem Bildarchiv der Reichsbahndirektion Karlsruhe)

Blick von der Werkſtatt auf die Trockenſtelle im Hof
(Aus dem Bildarchiv der Reichsbahndirektion Karlsruhe)

etwa 100° mehr, geben aber keine so schönen Farben. Als es sich in den Zeiten des Weltkrieges darum handelte, mit geringeren Farben auszukommen, mußte oft bei 1100° gebrannt werden, um Schmelzglasuren zu erhalten. Das vertrugen nicht alle Töne, deshalb hatten die Kanderner einen Vorteil gegenüber anderen Hafnern.

Das Kanderner Erzeugnis ist daran erkenntlich, daß der Scherben immer rot ist, während der Elsässer und der Schweizer mehr oder weniger gelblich ist. Auch ist das Kanderner Geschirr immer beiderseits glasiert. Für die Verzierung war grün mit schwarzen Streifen und braun mit weiß bevorzugt. Die Landesordnung von 1715 verlangte vom Hafner folgende vier Meisterstücke: „Zum Ersten ein zehendlings, ein achtlings und ein sechslings Hafen. Zum Andern einen grünen gevierten Ofen. Zum Dritten einen Zottenkrug, so drei Maß hält. Zum Vierten eine lange Bratpfanne." Der Markgraf Karl Friedrich befahl 1754, daß „ein ganz schwarzer mit Eisenfarb ausgeputzter Kachelofen am füglichsten zu dem hinkünftig zu verfertigenden Meisterstück genommen werden könne." Die Frage der Farbe ist vielfach eine Frage des Geldbeutels gewesen. Man hat die Farben in der Hauptsache verwendet, deren Grundstoffe billig waren. Eine schöne Okerfarbe bekam man vom Eisenwerk. Das Bohnerz, das hier verhüttet wurde, hing voll Löß und wurde deshalb gewaschen. Dieser geschlämmte Löß enthielt starke Beimischungen von Rost, und dadurch wurde der Farbton kräftiger. Schwarze Farbe gewann man aus Braunstein, der außerordentlich billig war. Benötigte man Grün, so setzte man bei einem vollen Ofen vor dem Brand eine alte Schüssel in den Ofen mit einigen Kreuzern; Kupferasche gab Grün. Bei allen diesen Farben kam es natürlich auf die Grundierung an, nach dieser richtete sich die Zusammensetzung der Farbstoffe. So heißt es z. B. in einem alten Glasurbüchlein: „Ein schön hellbraun Glas (Glasur) aus Lörch (Lörrach) ist dem Einnehmer gemacht worden: 16 Maß Steinerz, 8 Maß Groberz, 10 Maß Sand, ein recht Maß Braunstein, ein wenig Kupfer." Oder für ein „eisenfarb Glas" nahm man: 10 Maß Bleiglätte, 2 Maß Bleiasche, 6 Maß Weinstein, 1 Maß Kupferasche, 2 Maß Braunstein, 2 Maß Schmalten." Schmalte ist durch Kobalt gefärbtes Glas und wurde viel verwendet, hauptsächlich zum Blaufärben. „Blau Glas 1 Pfund Schmalte, 1 Pfund Silberglätte", für blauen Grund („woh ich brauch ist gut") 1 Pfund Schmalte, 24 Löffel voll Glas, 3 Löffel voll Menning". Glas und Sand wurde zugesetzt, um die Glasur flüssig zu machen. Mischte man 5 Pfund Blei, 3 Pfund Stein, 1 Pfund Salz, 16 Weinsteine, 1 Vierlig Kupfer, 1 Vierlig Schmalte, dann gab es „mehr grün". Weiße Kacheln sind selten, weil sie zweimal gebrannt werden mußten und deshalb teuer waren.

Natürlich mußte Glas und Stein und alle diese Dinge erst zerstoßen und dann gemahlen werden zu Pulver. Die Glasurbüchlein enthalten für jede Farbe verschiedene Rezepte. Am Rand ist meist ein Vermerk darüber, ob es ausprobiert ist; denn gerade die Herstellung der Farben gehörte zum Geschäftsgeheimnis, und durch fleißiges Probieren kam manche Änderung der Zusammensetzung heraus. Darum steht auch auf der Außenseite des einen Büchleins: „Glas Büchlein. Mein. Johann Georg Menschen Anno 1730 Omnia Conando Docilis Solertia vincit."

Die Töpfe werden zuerst außen, dann innen grundiert, dann wird das Muster aufgemalt, meist durch Frauen. Diese Muster geben wenig Anhalt für die Herkunft des Geschirrs; denn man richtet sich nach der Liebhaberei des Käufers beziehungsweise Händlers. Bezeichnend ist dafür folgender Vorgang: Der Kanderner Milchhafen ist bauchig, drüben in der Schweiz ist die Wand wenig oder garnicht gebaucht. Ein Händler, der viel Kundschaft am Oberrhein hatte, bestellte immer diese gerade Form, besonders seit sie mit Edelweiß bemalt war. Später kam der Hafnermeister dahinter, daß diese Hafen als schweizer Erzeugnisse verkauft worden waren. Das ist mit ein Grund, weshalb die Hafner ihre Ware nicht zeichnen; der Händler will das nicht, weil er seine Ware nicht

Dreiteilige Weihnachtskrippe von Hakenjos

nur aus einem Ort bezieht. In „Studien im Gebiete der Bauernkeramik“ ſchrieb Ida Müller, München (Antiquitäten-Rundſchau, Eiſenach 1914): „Der für ſchweizer Ware charakteriſtiſche, ſcharf zurückgebogene ſchmale Rand iſt beſonders dem Württemberger Oberlande zwiſchen Ulm und Bodenſee eigen. Auf nähere Erkundigung hin erfuhr ich, daß in früherer Zeit die Ware aus der Schweiz in großer Menge eingeführt wurde, und, um der Konkurrenz ſtandzuhalten, haben die dortigen Töpfer die Schweizer Form übernommen.“ Der Verkauf der Hafnerware geſchah früher in der Hauptſache auf den Märkten und im Hauſierhandel. Die hieſigen Hafner kamen mit ihrer Ware immer weit in die Schweiz hinein. Meiſt kehrten ſie dann nicht leer zurück, ſondern brachten von dort Geſchirr mit in die Heimat. Wenn dann in Kandern das Geſchirr mit den fremden Muſtern zur Schau geſtellt wurde, verkaufte es ſich viel raſcher als das einheimiſche Erzeugnis. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erfuhr das Hafnergewerbe allenthalben im badiſchen Land eine kräftige Förderung durch den Staat. Die Gewerbeſchulen bekamen Platten, Schüſſeln und Töpfe mit Edelweißmuſtern, die in der Schweiz angekauft worden waren, als Vorlagen. Es kann alſo nur der Scherben entſcheiden, ob das Stück in Kandern angefertigt wurde.

Die Hauptgegenſtände, die heute noch in Kandern bei Meiſter Blum hergeſtellt werden, ſind auf Abbildung 13 dargeſtellt. Wir ſehen, links oben beginnend, der Reihe nach: einen Milchnapf, eine Kaffeekanne, ein Milchbecki, einen Milchhafen (Kanderner Form), eine Suppenſchüſſel mit Deckel, eine Schüſſel, einen Milchhafen (Schweizer Form angepaßt) und eine Platte[1]. Es mag auffallen, daß Weinkrüge fehlen; ſoweit der Wein nicht in Glasgefäßen auf den Tiſch geſtellt wurde, verwendete man Durlacher Krüge. Früher waren Wärmflaſchen und Wärmſteine ſehr begehrte Artikel. Längſt ſind die Zeiten vorbei, in denen die Hafner noch Ofenkacheln herſtellten. Aber durch die eifrige

[1] Man beachte, daß der Hafner vier verſchiedene Milchgefäße herſtellt, je nach der Gegend, wohin ſie kommen: das hintere Wieſental und die Gegend um Liel, Schliengen will nur den Napf mit Henkel. Deshalb ſpricht der Hafner kurz von „katholiſchen Milchnäpfen“. Die evangeliſchen Markgräflerorte nehmen Form drei; hier ſtellen die Frauen die Becki nebeneinander, während die Näpfe aufeinander geſtellt werden. In der Freiburger Gegend beginnen dann die Milchhafen.

Sammlertätigkeit vor allem Hermann Daurs haben wir im Heimatmuſeum eine reichhaltige Sammlung von Ofenkacheln.

Vor dem Kriege war die Kanderner Kunſttöpferei weit über unſer engeres Vaterland hinaus bekannt geworden durch die Arbeiten Max Läugers und Hoettgers. Aber dieſe Werkſtätten, die ein Teil der Kanderner Tonwerke waren, ſind längſt geſchloſſen. Doch übernahm Hermann Hakenjos, der ſich nach dem Kriege ſelbſtändig machte, die Tradition. Er kann in dieſem Jahre auf eine 40jährige keramiſche Tätigkeit zurückblicken, und ſo ſeinem im Geſchäft tätigen Sohne bei der Herſtellung der veredelten Hafnererzeugniſſe wertvolle Erfahrungen übermitteln. Die Haupterzeugniſſe ſind neben Vaſen, Schalen, Plaſtiken (beſonders ſeien die ſchönen Weihnachtskrippen erwähnt), farbige Flieſen (Kacheln) und Weinkrüge in bodenſtändiger Technik (Scraphitto), beide handgemalt. Seit O. E. Sutter im Ekkhart 1933 auf „Neue Kanderner Töpfereien" hingewieſen, haben ſich die „zwei Männer recht verſchiedener Art" (Sutter) wieder getrennt und arbeiten für ſich. Richard Bampi hat in letzter Zeit vor allem durch ſeine Baukeramiken und Terrakotten von ſich reden gemacht. So iſt zu hoffen, daß trotz des ſtarken Rückgangs des Hafnerhandwerks in Kandern die Kunſtfertigkeit der „Dreckbecken" weiterlebt, in anderen Formen ihren Ausdruck findet und ſo auch in Zukunft der Welt Kunde gibt von der Arbeit der Kanderner Hafner.

Der Lichtbraten, ein alter Handwerkerbrauch

Von Karl Motſch, Freiburg i. Br.

Die Herbſtzeit iſt allerorten eine Zeit des Erntens, des Dankens und auch deswegen des Feierns, und für das Mittelalter, das viel inniger mit der Natur und mit den Jahreszeiten lebte als wir Heutigen, gab es zur Herbſtzeit eine Reihe von feſtlichen Anläſſen und Feiertagen, aber auch von Zahlungsterminen, die manchmal weniger Feſtesfreude auslöſten. Da war es beſonders der Tag des heiligen Michael, an welchem die Zinſen und Zehnten zu bezahlen waren. Die Bauern hatten die Ernte beendet, und da kommen ſie in die Stadt zu den Meierhöfen und Zehntſcheuern und bringen den Zehnten von allem, was ſie geerntet hatten. Da konnten auch die Handwerker die ſäumigen Schuldner wieder mahnen, und ſie taten es mit mehr Ausſicht auf Bezahlung, je beſſer die Ernte geraten war. Die Stadtbevölkerung nahm rege an den Feſten auf dem Lande teil, wo um dieſe Zeit die Sichelhenki, das Erntefeſt und bald darauf die Kilbi gefeiert wurde. Hatte doch ſelber ein großer Teil der Stadtbewohner wenigſtens eine kleine Landwirtſchaft und war deswegen ſchon innerlich mit dieſen Feſten verbunden. Die Zunftgeſellen und Handwerker feierten den Abſchied vom Sommer auf ihre eigene Art, ſie hatten ja nicht unmittelbar mit der Ernte etwas zu tun, aber ein Feſt mußte trotzdem gefeiert werden. Für die Handwerker war der Sommer eine ſchöne Arbeitszeit; ſtrahlte die Sonne vom Himmel, da ſchlug man die Werkſtatt auf der Straße auf, und da hatte man gutes Licht zum Arbeiten. Jetzt wurden die Tage aber kürzer, das Wetter draußen kühler, und da hieß es das Licht anzünden und in der dumpfen Stube hocken den ganzen lieben Winter lang. Dieſes erſtemal Lichtanzünden gab einen geeigneten Anlaß für ein Zunftfeſt, und man gab ihm den Namen Lichtbraten. Es war eine Sitte, die allgemein in Deutſchland, vor allem in den Zunft- und Handwerkerſtädten, verbreitet war und auch im alten Freiburg mit viel Drum und Dran gefeiert wurde. Die Ratsprotokolle der Stadt geben ziemlich eingehend darüber Bericht, allerdings wie auch bei allen anderen Bräuchen wiſſen ſie weniger von den Sitten zu erzählen, als vielmehr von den Unſitten und Ausſchreitungen. Zur Blütezeit des Handwerks, wo noch eine ſtraffe Zucht herrſchte, kam